

LONDON SPERRY
Passion Project

PASSION PROJECT

LONDON SPERRY

ROMAN

Übersetzung aus dem Amerikanischen von
Angelika Naujokat

lubbe



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Passion Project«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2025 by London Sperry

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2025 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das
Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde
Einband-/Umschlagmotiv: Illustration © Katie Smith
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0109-3

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Mom – die Schweine fliegen.

KAPITEL 1

Schuld waren nur die Spaghetti carbonara.

Ich setze mich auf die Fersen, versuche, dabei nicht umzukippen und mir den Kopf an der Toilettenwand zu stoßen oder am Rand der grünen Toilettenschüssel vor mir, was noch übler wäre. Dean Martins Stimme säuselt aus den Lautsprechern, eine peinliche Erinnerung daran, wo ich mich gerade befinde – in der Toilette eines kleinen italienischen Restaurants auf der Lower East Side. Und ich habe mir gerade die Seele aus dem Leib gekotzt wie früher auf dem College. Ich wische mir das Kinn ab, drücke die Spültaste und erschrecke, weil der Raum zu schwanken beginnt, als wäre ich seekrank.

Ich habe gelogen. Schuld war nicht wirklich die Pasta. Es war der Wein. Die zweieinhalb Flaschen Côtes du Rhône, die ich in mich hineingekippt habe, als wäre ich eine der Frauen aus der Serie *Real Housewives*. Wer zum Teufel hat mir bloß eingeredet, dass ich mir das leisten könnte? Ein einziger Blick auf mein Bankkonto würde mich mit Sicherheit wieder zum Kotzen bringen.

Ich kneife die Augen zusammen und lasse den Kopf in die Hände sinken. Es kommt mir vor, als hätte mein Magen gewusst, dass er sämtliche Beweise dieses abendlichen Desasters aus meinem Körper herausschaffen musste.

Mein Date ist vermutlich schon vor Stunden gegangen. Sicher bin ich mir aber nicht. Ich habe seine Nummer bereits

blockiert. Wir wollten uns eigentlich auf der anderen Straßenseite im Rosencrantz & Guildenstern treffen, einer Cocktailbar, in der Gäste lernen, wie sie ihre eigenen Cocktailkreationen mixen können, um diese dann den ganzen Abend zu verkosten. Auf Instagram warb die Bar mit Maple Manhattans mit in Bourbon eingelegten Kirschen, Mezcal Palomas mit gerösteten Grapefruitspalten und Matcha Martinis mit Mangohonig. Mit anderen Worten, für jemanden wie mich, die ich die Angst eines Therapie-Wartezimmers mit mir herumschleppe, der perfekte Ort für ein erstes Date. Man kann Augenkontakt vermeiden, die Konzentration ganz auf den Barkeeper-Schrägstrich-Seminarleiter richten und sich anschließend betrinken, um das Ganze bis zum nächsten Morgen zu vergessen.

Meine Mitbewohnerin und älteste Freundin Sonya hatte diesen Abend organisiert, und ich gebe zum Teil ihr die Schuld an diesem Desaster. Sonya hatte alles genau geplant – den Typen, die Location, den Tag, die bis auf die Minute genaue Zeit und auch mich. Sie hatte Fotos von meinen Social-Media-Accounts herausgesucht und daraus eine Art Dating-Profil zusammengeschustert. Ich muss zugeben, dass ich beeindruckt war, als ich zum ersten Mal einen Blick darauf geworfen hatte. Auf dem Bildschirm sehe ich aus wie eine strahlende fünfundzwanzigjährige Frau, die bereit ist, ihr Leben in Angriff zu nehmen.

Oh, wie überaus irreführend.

Henry hatte mein viertes Foto gelikt, auf dem ich Sonya am Tisch gegenüber sitze. Aufgenommen an einem der Abende, an denen ich mal nicht zu deprimiert gewesen war und zugelassen hatte, dass sie mich zum Abendessen hinauszerterte. Ich grinse darauf. Es ist sogar ein breites Grinsen. Vor mir steht eine riesige Schüssel mit Guacamole. Ich sehe glücklich aus.

Lügnerin.

Sonya erklärte mir beharrlich, dass es genau das wäre, was ich bräuchte, um aus meiner Krise herauszukommen. Genau dieser Typ. Ich brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, dass es keinen Typen auf der Welt gebe, der mich in Versuchung führen könnte, mich in ihn zu verlieben. Nicht mal, wenn es der schwedische Boyfriend aus *Mamma Mia! 2* wäre oder der englische Boyfriend aus *Mamma Mia! 2*. Oder der andere englische Boyfriend aus *Mamma Mia! 2*. Nicht mal dann.

Henry ist sowieso nicht wirklich mein Typ. Sein Profil war nichts Besonderes. Ein Schnappschuss von ihm mit ein paar Freunden auf einer Hochzeit, ein weiterer beim Klettern, ein scheinbar ohne sein Wissen aufgenommenes Foto auf einem Berggipfel mit einer Kamera um den Hals.

Ich habe die Augen verdreht, als ich es sah. Ich bin alles andere als ein Outdoor-Fan.

Auf seinen Fotos konnte ich erkennen, dass er verwuschelte walnussbraune Haare hat und ein verschmitztes Lächeln. Seine Augen hinter der Nickelbrille sind waldgrün. Das weiß ich, weil Sonya bis zu seinen Augäpfeln heranzoomte und fragte: *Hast du eine Ahnung, wie selten so grüne Augen sind, Bennet?*

Ich hatte mich darauf eingelassen, mit Henry auszugehen, weil er mir eine sichere Wahl zu sein schien. Offenbar hatten wir nicht viel gemeinsam, außer, dass wir zur selben Zeit in derselben Stadt wohnten. Aber aus seinen wortreichen Antworten auf die Fragen in seinem Profil schloss ich, dass er in der Lage sein würde, eine Unterhaltung zu führen, selbst wenn ich nicht dazu imstande wäre. Die Gelegenheit zu lächeln und zu nicken, ohne den Druck, über mich selbst reden zu müssen, kam mir entgegen. Im Grunde schien er ganz nett zu sein. Nicht mehr und nicht weniger. Sein Profil sagte mir, dass er mich höchstwahrscheinlich nicht umbringen würde und es noch unwahrscheinlicher wäre, mich in ihn zu verlieben.

Sonya gab sich alle Mühe, mich aufzuhübschen. Sie suchte Klamotten für mich aus, schminkte mir die Augen, sprühte mir ein teuer aussehendes Parfüm auf den Hals, das nach kandiertem Apfel duftete, und dabei dröhnte die ganze Zeit ABBA aus ihrem Handy. Als es dann so weit war, schubste sie mich aus der Tür, als ob sie mich ohne Fallschirm aus einem Flugzeug stoßen würde.

Sie meint es gut, das weiß ich, aber ist es wirklich zu viel verlangt, in Ruhe gelassen zu werden? Ich bin doch nicht ihr Projekt. Ich bin ihre Mitbewohnerin.

Und ich hatte recht. Ich schaffte es einfach nicht. Als ich mich schließlich für mein Date zur Bar geschleppt hatte, erstarrte ich. Ich stand dort vor der Tür, geriet in Panik, und die Straße um mich herum schien immer näher auf mich zuzukommen. *Was, wenn er nicht an mir interessiert ist? Oder ich nicht an ihm? Oder mir nichts einfällt, was ich sagen kann. Was, wenn er mich hasst? Oder viel schlimmer noch ... wenn er es nicht tut?* Ich presste meine Nase ans Fenster, um einen Blick auf ihn zu erhaschen. Wenn ich ihn einfach mal sehen könnte, seine Eigenarten beobachten könnte, dann wäre ich vielleicht nicht so verdammt panisch. Aber ich sah nur Pärchen. Überall Pärchen. Die sich auf Wangen küssten, unter den Tischen Händchen hielten, Cocktails aus demselben Glas tranken. Ich versuchte mir vorzustellen, Teil eines dieser Pärchen zu sein. Versuchte, so zu tun, als ob es nicht total falsch wäre.

Ich hätte schon genau in diesem Moment wissen müssen, dass dieser Abend mit dem Kopf über der Kloschüssel enden würde, denn mir kam bereits da die Galle hoch.

Ich klappte auf dem Bürgersteig zusammen, auf ausgespuckten Kaugummis und Zigarettenskippen. Ich brachte weder einen tiefen Atemzug noch irgendeinen zusammenhängenden Gedanken zustande, während die Welt um mich herum

erzitterte und in Schieflage geriet. Ich konnte nur noch meine Knie an die Brust ziehen und abwarten, bis es vorüber war, meine Finger aufhörten zu kribbeln und ich aufstehen konnte, ohne gleich wieder umzukippen. New York hielt nicht einen einzigen Moment an, machte sich nicht einmal die Mühe, dem Mädels auf dem Bürgersteig mit dem Kopf zwischen den Knien mehr als nur einen einzigen Blick zu schenken. Vermutlich war es das Uninteressanteste, was die Leute, die an mir vorüberliefen, am heutigen Tag gesehen hatten. Ich konnte fast ihren inneren Monolog hören, als sie an mir vorbeihasteten. *Nervenzusammenbruch auf dem Bürgersteig? Na und?*

Ich konnte mich unmöglich mit Henry treffen. Ich brachte es einfach nicht fertig. Also schlich ich über die Straße zum L'Italiano hinüber und setzte mich dort an den Tresen, um meine Panikattacke wegzutrinken. Wahrscheinlich hält er mich für ein Arschloch. Und er hat vermutlich recht.

Wieso passiert mir das bloß immer wieder? Wieso kann ich nicht normal sein?

Die Dates von normalen Menschen enden mit einem Gute-Nacht-Kuss, nicht mit einer Kotzorgie in den Toilettenräumen eines netten Restaurants.

Ich sollte mich zusammenreißen, bevor noch jemand einen Krankenwagen ruft. Mir brummt der Schädel, als ich mich vom Fliesenboden aufrappele und versuche, vor dem Marmorwaschbecken stehen zu bleiben. Zu meiner Überraschung erblicke ich nicht mein Spiegelbild, sondern eine weiße Backsteinwand, auf der in schwarzer Farbe das Wort *Bellissima!* geschrieben steht. Die unterschwellige Botschaft lautet: *Mach dir keine Gedanken darüber, wie du aussiehst! Geh raus und genieße dein Leben! Sei nicht eitel!* Das ist wie in diesen schrecklichen Coffeeshops, in denen es kein Wi-Fi gibt, weil sie wollen, dass du dich mit anderen Leuten unterhältst, anstatt auf

irgendein Gerät zu starren. Folter. Ohne einen Spiegel in Sicht verdrehe ich die Augen und öffne die Kamera-App auf meinem Handy. *Von wegen Belissima!*

Mein Eyeliner hat es auf magische Weise geschafft, nicht zu verschmieren, aber da ist nur noch eine dünne Linie aus schweißigem Lidschatten übrig, der sich in die Falte meiner Augenhöhle gesetzt hat. Die Foundation, die ich benutzt hatte, um meine Sommersprossen zu überschminken, ist nahezu verschwunden, und mein dunkelbraunes Haar sieht aus, als hätte ich es mit einem Laubbläser gestylt. Ich trage einen kinnlangen Bob, damit ich mir keine großen Gedanken um meine Frisur machen muss. Das funktioniert auch meistens gut, aber heute wünschte ich, ich könnte mir die Haare zu einem Dutt knoten, um meinen verschwitzten Nacken zu lüften. Da ist ein kleiner beiger Fleck auf dem Kragen meiner Bluse – ob es sich dabei um Carbonara oder Erbrochenes handelt, werde ich vermutlich niemals erfahren.

Ich drehe den Hahn auf und fange an, mir den Dreck vom Toilettenboden von den Händen zu waschen, um dann festzustellen, dass keine Seife mehr im Spender ist. War ja klar.

Ein lautes Klopfen ertönt an der Tür, und mein Blutdruck schießt in die Höhe.

»Besetzt!«, krächze ich.

Es kommt mir so vor, als würde mein Kopf in einem mittelalterlichen Foltergerät klemmen. Ich spritze mir Wasser ins Gesicht, in der Hoffnung, dadurch weniger wie eine betrunkenen Psychopathin auszusehen. Das bereue ich aber fast augenblicklich, da es keine Papiertücher gibt, sondern nur einen elektrischen Händetrockner. Ein dicker Wassertropfen hängt an meinen Wimpern. Ich versuche, ihn mit der Innenseite meines Ärmels abzuwischen, und verschmiere dabei das, was von meiner Wimperntusche noch übrig war.

Ein weiteres Klopfen dröhnt durch den kleinen Toilettenraum. Glaubt diese Person etwa, ich wäre hier drin wie von Zauberhand verschwunden?

»Bin in einer Minute fertig!«, knurre ich.

Ich stecke ein Kaugummi in den Mund, wische mir die Augen und schlinge mir meine Handtasche über die Schulter.

Drei tiefe Atemzüge. *Verhalte dich normal. Du schaffst das.*

Es klopft erneut. Dieses Mal lauter und aggressiver.

Für wen hält sich dieses Arschloch?

»Ich hatte doch eine Minute gesagt!«, blaffe ich, während ich die Verriegelung aufdrehe. »Was ist daran nicht zu verstehen?«

Als ich die Tür aufreiß, erblicke ich einen großen Mann, der mir den Weg versperrt und mich anschaut, als hätte ich drei Köpfe.

Braunes Haar, Nickelbrille – genau wie in seinem Dating-Profil. In seinen grünen Augen sehe ich einen Ausdruck blanken Entsetzens, was in seinem Dating-Profil eindeutig *nicht* der Fall war.

»Shit.« Ich schaue zu Boden. Vielleicht geschieht ja ein Wunder, und er erkennt mich nicht.

»Also *hier* bist du gewesen.« Er lehnt sich gegen den Türrahmen und versperrt mir so den Weg. Sein Gesichtsausdruck wandelt sich von Schock zu etwas völlig anderem. Wirkt fast ein wenig selbstgefällig. Unter dem kurzen Ärmel seines pinkfarbenen Shirts schaut auf dem Bizeps die Ecke eines Tattoos hervor.

»Keine Ahnung, was du meinst.« Ich lasse mir das Haar ins Gesicht fallen, um ihm die Sicht zu nehmen.

Er grinst. *Grinst!* »Bennet, stimmt's?«

Aus seinem Mund klingt mein Name total bescheuert. Ich habe ihn schon immer gehasst. Ich komme mir damit vor wie

ein Junge im Teenageralter oder irgend so ein idiotischer Finanzheini mit Treuhandfonds, was eigentlich nicht die Absicht meiner Mutter gewesen war, als sie ihn mir gegeben hatte.

»Nein.« Meine Stimme klingt, als wäre mein Kehlkopf einmal durch den Mixer gejagt worden. »Ich heiße Andy. Mach's gut.« Ich versuche, eine Fluchtroute zu planen, aber die Art und Weise, wie er da so lässig mit seiner bedauerlicherweise erheblichen Körpergröße im Türrahmen lehnt, erlaubt kein Durchkommen. Wieso ist er Stunden nach unserem geplanten Date eigentlich hier? Warum hat er die Straße überquert und ist im selben Lokal gelandet wie ich?

»Hör mal, *Andy*«, sagt er spöttisch und zeichnet dabei zwei Anfuhrungsstriche um meinen falschen Namen in die Luft. »Wenn du nicht mit mir ausgehen willst, dann hättest du es doch einfach sagen können.«

»Ich komme zu spät zu ... h ...« *Komm schon, Bennet. Lass dir was einfallen. Irgendwas.* »Zu einer Taufe.« *Einer Taufe? Was zum Henker ist mit dir los?*

»Tatsache? Um diese Zeit ... an einem Donnerst...«

»Ich muss los.«

Ich quetsche mich durch die Lücke zwischen seinem Arm und dem Türrahmen und stolpere in den Speiseraum.

Im Vergleich zum Neonlicht in der Toilette ist es hier beinahe stockdunkel, und ich brauche einen Moment, bis sich meine Augen daran gewöhnt haben. berall im Essbereich sind altmodische laternenartige Lampen verteilt, die rot-orange glühen wie kleine Zündhölzer. Die Tische stehen so dicht beieinander, dass es selbst einem nüchternen Menschen schwerfallen dürfte, dazwischen hindurchzugehen, ganz zu schweigen von einer betrunkenen Idiotin wie mir.

Ich mache mich auf den Weg durch die Dunkelheit und renne prompt in die blonde Barkeeperin hinein, die mich mit

Côtes du Rhône abgefüllt hatte. Sie reicht gerade einem nichts ahnenden Gast an einem Stehtisch ein Glas Rotwein, als wir kollidieren. Ich habe keine Zeit, stehen zu bleiben und mich zu entschuldigen, aber ich drehe mich noch mal um und erhasche einen Blick auf den Weinfleck, der sich wie Blut über die Brust des Mannes ergossen hat. Die Barkeeperin schimpft mir hinterher, während sie nach einem Lappen an ihrem Gürtel greift und damit seine Brust abtupft, um den Schaden, den ich angerichtet habe, zu minimieren. Was sinnlos ist, da er natürlich ein strahlend weißes Hemd anhat. Was sonst?

Als ich endlich die Tür erreiche und verzweifelt versuche, sie aufzuziehen, will sie sich einfach nicht bewegen. *Lieber Gott, wieso ich? Warum werde ich so bestraft? Womit habe ich das nur verdient?* Mein Herz hämmert, Schweiß tropft mir von der Stirn. Ich spüre einen Körper hinter mir. Seine Wärme an meinem Rücken. Ein Arm, an dem ein Tattoo halb unter einem pinkfarbenen Ärmel hervorschaut, greift über meine rechte Schulter hinweg. Der Mann drückt sanft gegen die Tür, die sich ohne Widerstand öffnen lässt.

Ich drehe mich um, wieder einmal eingeklemmt zwischen einem Typen namens Henry und einer Tür.

»Manchmal hilft drücken.«

KAPITEL 2

Ich habe mich nie als einen besonders energiegeladenen Menschen betrachtet, aber ich bin schon irgendwie stolz darauf, wie schnell ich aus dem L'Italiano verschwunden und in Rekordzeit an der U-Bahn war. Der ganze Abend hatte nur ein Gutes: Ich musste nicht allzu lange auf die Bahn warten. Nun sitze ich in der Linie B einer Frau gegenüber, die ein Kind im Arm hält, das schlafend quer über ihrem Schoß liegt. Ich massiere mir die Schläfen, als die U-Bahn die Haltestelle verlässt, meine Knie hüpfen auf und ab, während ich versuche, dieses Gefühl von Scham loszuwerden. Als ich die Frau mir gegenüber anblicke, schaut sie rasch weg, zieht das Kind auf ihrem Schoß enger an sich und drückt ihm einen Kuss auf die Stirn. Ich nehme mir schon mal vor, nicht beleidigt zu sein, wenn sie an der nächsten Haltestelle den Platz wechseln sollte. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich stinke, als hätte ich in der Kanalisation gebadet, und ich sehe vermutlich ein bisschen gestört aus.

Ich will eigentlich nie ich selbst sein, aber heute würde ich ganz besonders gern mit diesem U-Bahn-Sitz verschmelzen und in einem neuen Körper mit einem ganz neuen Leben erwachen. Aber leider erwache ich wie immer als Bennet Marie Taylor, und das ungefähr fünf Stationen hinter der, an der ich eigentlich aussteigen wollte.

Ich musste wohl irgendwo zwischen Columbus Circle und

125th Street weggedöst sein. Meine Lider sind schwer, und die Augen tränen, was ich durch Blinzeln zu beheben versuche. Es heißt ja, man sei kein echter New Yorker, wenn man nicht mindestens einmal in der U-Bahn geweint hat, aber es hat mich nie wirklich gekümmert, ob ich als echte New Yorkerin angesehen werde.

Ich stolpere zur Tür hinaus in die düstere U-Bahn-Station, versuche, mich zu orientieren. Es riecht hier wie in jeder anderen Haltestelle in der Bronx: muffig, säuerlich und nach Schweiß. Mein Blick fällt auf die Poritze eines Mannes, der auf die Gleise pinkelt. Mein Magen revoltiert. Es gibt keine Grenzen in dieser Stadt.

Ich schaue mich um, versuche festzustellen, wo genau ich bin, bis ich ein Schild sehe – *YANKEE STADIUM*. Ich bin am Yankee Stadium! Welch eine Erleichterung, dass ich eigentlich gar nicht so weit von meiner Wohnung in Harlem entfernt bin und nur die Linie D in die Gegenrichtung nehmen muss, um nach ein paar Haltestellen zu Hause zu sein.

Ich wende meinen Blick von der Kakerlake ab, die über das Schild krabbelt, und schaue in meine App. Die nächste Bahn Richtung Downtown kommt erst in neunundzwanzig Minuten.

Hm. Dies scheint eine gute Gelegenheit zu sein, mir endlich einmal mit eigenen Augen anzusehen, was es mit diesem ganzen Tamtam um ein Baseballstadion auf sich hat. Sams Lieblings-Baseballstadion.

Ich steige die Stufen hinauf, die aus der Station nach oben führen, gebe mir Mühe, mir dabei nicht auch noch den Knöchel zu verstauchen, und trete in die kühle Nachtluft hinaus. Das Stadion befindet sich auf der anderen Straßenseite von dem U-Bahn-Ausgang, für den ich mich entschieden hatte, deshalb muss ich an der Ampel warten, bis ich die Straße über-

queren kann. Ich halte den Atem an und schaue auf meine Füße, als ich mich dem schlafenden Riesen nähere. Habe fast etwas Angst, mir möglicherweise das Erlebnis zu verderben, bevor ich direkt darunter angelangt bin. Als ich seine stoische Anwesenheit über mir spüre, bleibe ich stehen, hole tief Luft und blicke hinauf. Und immer weiter und weiter hinauf. Draußen ist es dunkel, aber der Schriftzug ist so hell erleuchtet, dass ich blinzeln muss. Es ist riesig. Größer, als ich es mir vorgestellt hatte. Wie ein Kolosseum des zwanzigsten Jahrhunderts, in dem Männer gegeneinander kämpfen. Obwohl es, wenn Sam spielte, eher ein eleganter, raffinierter Tanz war.

Die Yankees waren seine Lieblingsmannschaft. Einmal im Jahr fuhr sein Vater im Sommer mit ihm im Zug von Jersey nach New York, damit sie sich ein Spiel anschauen konnten. Ich stelle mir vor, wie er als Kind hier gestanden und an diesem riesigen Gebäude hinaufgesehen hat. Er hält dabei die Hand seines Vaters, während er in der anderen einen umgedrehten mit Dippin'-Dots-Eiscreme gefüllten Mini-Baseballhelm balanciert. Seine rosigen Wangen sind mit Zucker und Dreck verschmiert, und sein sandfarbenes Haar ist vom Wind verwuschelt. Ich habe Fotos von ihm in diesem Alter gesehen, immer fröhlich, während er heranwuchs. Ich stehe da wie eine Statue, blicke an diesem gewaltigen Stadion hinauf und fühle dabei alles und nichts zugleich. Minuten vergehen, obwohl es mir wie Stunden vorkommt.

Es ist kälter, als ich erwartet hatte für Ende Mai. Ich fröstele, als mir eine Brise das Haar ins Gesicht weht. Ich streiche es hinters Ohr, während mich die Kühle wieder in die Realität zurückholt. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich schon hier bin, habe möglicherweise nun meine Bahn verpasst. Ich haste zurück in die unterirdischen Tunnel der Stadt, erwische die Bahn gerade noch und tauche in Harlem wieder auf.

Mein Zuhause befindet sich im fünften Stock. Es gibt keinen Fahrstuhl. Als ich endlich oben ankomme, bin ich außer Atem. Ich bete zu Gott, dass Sonya schon schläft, damit ich ihr mein Keuchen und den Geruch meines Toilettenbesuchs beim L'Italiano ersparen kann. Ehrlich gesagt, hat Sonya mich aber schon weitaus schlimmer erlebt. Wir kennen uns seit der Middle School. Aber das Leben in New York hat mich auf eine Art und Weise enthäutet, wie ich es nie erwartet hätte. Es verlangt mir alles ab, meinem gefühlsduseligen, durcheinandergeratenen Inneren nicht in unserer Wohnung freien Lauf zu lassen. Ich gebe mir alle Mühe, unsere Beziehung unter Kontrolle zu halten. In sicherer Entfernung. Sonya fühlt sich hier pudelwohl. Sie hat ihr Zuhause gefunden. Ihre Leute. Und ich bin bloß noch ein Schreckgespenst, nicht mehr die Freundin, die sie einmal gekannt hat. Ich geistere in ihrer Wohnung herum und kreische wie eine Harpyie, wenn mir jemand zu nahe kommt ... sogar, wenn es meine älteste Freundin ist.

Ich tauche die Hand in die dunklen Tiefen meiner Handtasche, wühle mich durch Kaugummipapier, zahlreiche Zuckerkrümelchen meiner letzten süßsauren Fruchtgummi-Orgie, Pflaster, Kleingeld und zwei Sonnenbrillen, bis meine Finger durch den Schlüsselring gleiten.

Während ich die Tür aufschließe, schicke ich ein Stoßgebet zum Himmel. *Lieber Gott, wenn's dich gibt, lass Sonya schon schlafen!*

Als ich durch die Tür ins Wohnzimmer trete, springt sie vom Sofa wie der Kuckuck aus der Uhr. Ich zucke zusammen.

»Wie war's?«, fragt sie und schlurft auf mich zu. *Das nervt!*

»Bin nicht hingegangen.« Ich schleudere meine Schuhe von den Füßen und husche an ihr vorbei. »Ich war noch nicht so weit.«

Sie legt den Kopf schräg und runzelt die Stirn über ihren

zutiefst besorgt dreinblickenden Augen. »Oh nein«, sagt sie. »Das tut mir leid.«

»Schon okay.« Ich reibe mir die Stirn und gehe zur Küchenecke hinüber, um mir ein Glas Wasser einzuschütten.

Sie folgt mir dicht auf den Fersen. »Willst du drüber reden?«

Darüber reden? Nein. Ich möchte es am liebsten für immer vergessen. Ich schüttele den Kopf. »Ich brauche einfach dringend Schlaf. Das ist alles.«

Ich drehe mich zu ihr um. Ihre großen braunen Augen sind auf mich gerichtet. Sie sieht mich auf eine Weise an, wie man ein Katzenjunges anschaut, das jemand in einem Karton auf einer Eingangstreppe ausgesetzt hat. Sie sorgt sich um mich. Sie sorgt sich ständig um mich.

Wir waren einander mit sechzehn einmal so ähnlich. Damals zu Hause, als wir jeden Mittwochnachmittag Physik geschwänzt hatten, um zu Starbucks zu gehen, bis uns ihre Eltern erwischten und wieder in die Schule zurückschleiften. Sie strickte mir jeden Winter eine neue Mütze, und ich erwiderte ihr Geschenk jedes Frühjahr mit einem Mixtape aus alten Songs, von denen ich wusste, dass sie sie mochte. Auch wenn CDs längst nicht mehr cool waren. Wir waren damals so albern. Ich weiß gar nicht mehr, wie es ist, albern zu sein.

»Es war nicht meine Absicht, irgendwas bei dir zu triggern«, sagt sie und lässt die Schulter hängen.

»Schon okay«, versichere ich ihr, obwohl es nicht so ist. »Bei mir ist alles in Ordnung«, füge ich hinzu, obwohl auch das nicht stimmt.

»Hast du mal über das nachgedacht, worüber wir gesprochen haben?«, erkundigt sie sich, vermeidet es aber, mich dabei anzusehen. »Ich meine wegen ...«

»Ja, ja«, erwidere ich und verschränke die Arme vor der Brust.

Ich hatte in den letzten Monaten mit dem Gedanken gespielt, wieder nach Pennsylvania zurückzuziehen. Zu meinen Eltern. Wo mich sonst nichts erwartet. Ich war aus einem ganz bestimmten Grund nach New York gekommen und hatte dabei bislang kläglich versagt. Wenn ich diese eine Sache nicht schaffe, was bringt es dann noch, hierzubleiben? Sonyas Besorgnis mag ja gut gemeint sein, doch vermutlich sorgt sie sich vor allem aus dem Grund, weil wir Mitbewohnerinnen sind und sich meine Entscheidung dann auf sie auswirkt. Aber wenn ich ausziehen würde, könnte eigentlich ihre Freundin hier einziehen und sich die Miete mit ihr teilen. Das wäre kein großes Ding. Sie würde gut ohne mich klarkommen.

»Ich weiß es noch nicht«, sage ich. »Ich denke noch drüber nach.«

»Okay«, sagt sie und verlagert ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Einen Moment später geht sie zu ihrem Zimmer hinüber, wendet sich mir aber noch einmal zu und taxiert mich mit ihrem Blick. »Ich bin hier, wenn du mich brauchst, Bennet. Das weißt du doch, oder?«

»Ja, weiß ich.« Ich nicke und stürze ein paar Schlucke von dem Wasser hinunter. »Gute Nacht, Sonya.« Ich wende mich der Spüle zu, um mein Glas nachzufüllen, aber auch, damit ich nicht mitansehen muss, wie sie mich mit einer Mischung aus Mitleid, Frust und Besorgnis ansieht.

Ich lasse das Wasser über den Rand des Glases und meine Finger laufen. Irgendjemand hat mir mal erzählt, dass das Wasser in New York winzige Shrimps enthält, aber das macht mir nichts aus. Bei dem Gedanken daran muss ich sogar lächeln.

Als ich mich wieder umdrehe, ist Sonya verschwunden.

Ich wünschte, ich wäre immer noch dieses Mädchen, an das sie sich erinnert. Das so gern Brownies mit ihr und ihrer Mutter gebacken hatte, während Britney Spears durchs ganze

Haus dröhnte. Dieses Mädchen, das schmalzige Filme und LaserTag und Abenteuer liebte. Doch das war, bevor sich jedes Atom in meinem Körper neu anordnete und ich zu der wurde, die ich jetzt bin. Ich weiß nicht, wie ich jemals wieder die alte Bennet sein kann.

Ich trinke das Glas leer in der Hoffnung, dass ich damit den morgigen Kater in Schach halten werde.

Warum war ich nicht einfach ins Rosencrantz & Guildenstern gegangen, hatte komplizierte Cocktails gemixt und eine bedeutungslose Unterhaltung mit einem Typen namens Henry geführt? Wieso musste ich stattdessen einen ganzen Abend damit verbringen, mich selbst zu bestrafen und mit Wein und Nudeln zu beruhigen, die ich mir gar nicht leisten kann? Ich begreife das einfach nicht. Aber wenn es mir gelänge, hätte ich vermutlich das Geheimnis des Lebens entschlüsselt. Ich wäre der mächtigste Selbsthilfeguru der Welt, würde Millionen mit Büchern scheffeln wie »Panikattacken sind nur Erfindungen deines Verstandes, die dich verrückte Sachen machen lassen«, meine Tage in einer Villa in Griechenland verbringen, ein sorgenfreies Leben führen und mir nie wieder irgendwelche Fragen stellen.

Dabei verbringe ich den Großteil meiner Tage damit, mir Fragen zu stellen.

Wieso verstecke ich mich, wenn Sonya in die Küche kommt, um sich einen Kaffee zu machen?

Wieso schaffe ich es nicht, netter zu ihr zu sein?

Wieso grübele ich tagelang über eine einzelne SMS nach?

Wieso hat mir dieser eine Typ hinterhergepfeiffen?

Wieso hat mir dieser eine Typ nicht hinterhergepfeiffen?

Wieso schaffe ich nicht mal ein ungezwungenes Date?

Wieso komme ich nicht aus dem Bett?

Als ich hinter meiner Zimmertür in Sicherheit bin, ziehe

ich mein Shirt aus und erschauere beim Anblick im Spiegel. Ich hatte mich von Sonya überreden lassen, einen Klebe-BH zu tragen, um zu verhindern, dass sich die Träger abzeichnen, und der war Richtung Süden gewandert und befand sich nun ein paar Zentimeter unterhalb meiner Nippel. Ich ziehe ihn ab und taste am klebrigen Teil entlang. Schweißperlen hinterlassen feuchte Spuren an meinem Daumen. Igitt.

Während ich mir meine Jogginghose anziehe, wandert mein Blick durch das dunkle, unordentliche Zimmer. Kleidungsstücke bedecken den Holzboden. Überall liegen Bücher herum, die ich niemals lesen werde. Mein Bett ist nicht gemacht und übersät mit Lippenpflegestiften, Make-up-Entferner, Unterwäsche und Socken. Das hier ist mein Rückzugsort, mein sicherer Hafen, und ich habe ihn in eine Müllhalde verwandelt.

Bevor ich mich ins Bett lege, gehe ich in Gedanken noch einmal all die Menschen durch, die ich heute enttäuscht habe:

Sonya,
die blonde Barkeeperin,
den Mann mit Rotweinflecken auf dem Hemd,
Sam,
mich – und
Henry.

Nachdem ich unter die Bettdecke gekrochen bin, besteht für mich mindestens acht Stunden keine Gefahr mehr, menschlicher Interaktion ausgesetzt zu sein, und der Gedanke allein reicht aus, um mich in einen tiefen, friedlichen Schlaf sinken zu lassen.

KAPITEL 3

Es wäre eine Untertreibung, zu behaupten, dass ich mir mein Leben nach meinem Umzug nach New York so vorgestellt hätte, wie es heute ist: Single, einsam und ohne Ziel. Sam hatte diese Vision für uns beide, als wir noch im College waren. Wir würden uns eine kleine Wohnung auf der Upper West Side mieten, bei Zabar's einkaufen, im Central Park spazieren gehen, samstags die Spiele der Yankees besuchen und gemeinsam alt werden. Er hatte immer gesagt, dass er unsere Zukunft hier sähe, wo es Museen und Theater gibt, wo Kultur in jeden Ziegel eingebrannt ist. Dass unsere kleine Stadt nicht groß genug für uns wäre und wir gemeinsam die Welt erobern würden. Ich liebte es, mir unsere gemeinsame Zukunft vorzustellen, welche Namen wir unseren Kindern geben würden, ob sie seine Nase oder meine Augen hätten. Aber ich hatte nie daran gedacht, in New York zu leben. Das war immer nur *sein* Traum gewesen.

Und trotzdem hatte ich mich entschieden, es zu versuchen. Aber jetzt, wo ich hier bin, gleicht mein Leben nicht im Mindesten dem, das er sich vorgestellt hatte. Ich besuche keine Museen. Ich gehe nicht ins Theater. Es ist traurig, erbärmlich und einsam, und ich glaube nicht, dass ich dafür geschaffen bin. Und wenn ich nicht dafür geschaffen bin, was mache ich dann hier?

Die Wohnung, die ich mir mit Sonya teile, ist klein, unsere

Küche winzig. Es gibt nicht viele Ecken und Winkel, aber sie sind alle bis zum Anschlag mit Kochzubehör gefüllt. Meine French Press wohnt auf dem Kühlschrank neben unserem Toaster und dem Handmixer. Ich muss mich auf die Zehenspitzen stellen, um dranzukommen.

An unserer Kühlschranktür haften nur wenige Magnete. Ein Bild von Shakespeare, ein Gedicht, eine Einladung zur Abschlussfeier von Sonyas Cousine und eine Save-the-Date-Karte für eine Hochzeit. *Die Hochzeit.*

*Die Eltern der Braut und des Bräutigams laden Dich und
einen Gast herzlich ein, der Vermählung von
Alexandra Chase und Theodore Brightwood
beizuwohnen.*

Bitte haltet Euch den 15. September für uns frei.

Ich streiche mit dem Zeigefinger über die Ränder der Prägekarte. Alexandra sieht darauf aus wie Sam. Zumindest die Art, wie sie lächelt.

Mir fällt ein, dass ich gestern Abend Henry gegenüber ihren Spitznamen benutzt habe. Auf der Karte hier steht zwar Alexandra, aber für mich ist und bleibt sie Andy. Sams jüngere Schwester und meine beste Freundin.

Das Paar steht mitten in einem Tulpenfeld. Andys Haar ist pfirsichrot und Theos so dunkel wie Lakritze. Ich weiß, dass Andy eine wunderschöne Braut sein wird, und seit meinem ersten Zusammentreffen mit Theo bin ich davon überzeugt, dass er sie liebt. Wenn es jemals zwei Menschen gegeben hat, auf die die Bezeichnung Powerpaar zutrifft, dann sind es Andy und Theo.

Ich drehe die Karte um, sodass die Vorderseite zum Kühlschrank zeigt. Auf diese Weise muss ich sie nicht anschauen

und mir eingestehen, dass meine alte Freundin inzwischen beinahe eine Fremde für mich ist. Dass unsere Leben in einer schrecklichen Nacht vor einigen Jahren zersplittert sind und wir kaum noch miteinander reden.

Ich schiebe den Gedanken beiseite. Ich vermag nicht, an das zu denken, was geschehen ist, als ich Andy zum letzten Mal gesehen habe. Was das Letzte war, was ich zu ihr gesagt habe.

Ich fülle unseren angerosteten Kessel mit Wasser, stelle ihn auf den Herd und gebe Kaffeepulver aus dem Coffeeshop von Sonyas Freundin in meine French Press. Der nussige Duft haucht meinen Lungen Leben ein.

Sonya hat einen hübschen Schmuckladen in Soho, der von neun Uhr morgens bis fünf Uhr abends geöffnet ist. Ich bin also allein. Deshalb bleibe ich in meinem ausgeleierten T-Shirt aus Highschool-Tagen und ziehe mir keinen BH an und auch keine Hose. Meine kurzen Haare stehen in alle Richtungen ab, und ich habe einen kleinen weißen Sabberfleck im Mundwinkel. Wie hatte Sam mich am Morgen jemals attraktiv finden können? Wenn er mich mit nach Hause nahm, sah ich hübsch aus wie Aschenputtel, und am nächsten Morgen wachte er neben der bösen Stiefschwester auf. Und dennoch hatte er sich zu mir herumgerollt, mir einen Kuss gegeben und gesagt, ich sei wunderschön.

Ich habe mich schon seit Jahren nicht mehr schön gefühlt.

An den Tagen, an denen Sam morgens zum Baseballtraining ging, brachte er mir Kaffee von Quik Mart mit. Ich erwachte zum Duft von wässrigem schwarzen Kaffee und zähen Bageln, und bevor ich überhaupt die Augen öffnete, wusste ich, dass ich geliebt wurde. Wenn ich an Sam denke, dann denke ich an diese Morgen. Er roch, wie es vielleicht viele College-Jungs tun, ein wenig muffig und etwas verschwitzt, aber ver-

mischt mit etwas Süßerem – vielleicht Vanille – und dabei immer auch nach Kaffee von Quik Mart.

Meine Mutter sagte, dass ich Glück hätte, jemanden gefunden zu haben, der mit mir klarkam. Jemanden, der so geduldig war wie Sam. Ich hatte schon immer mit Ängsten zu kämpfen – manchmal sogar mit depressiven Stimmungen –, obwohl es erst viel später mit voller Wucht losging. Eine ganze Weile nach Sam. Im College gelang es mir noch, allein damit klarzukommen. Es unter Kontrolle zu halten. Es war zwar niemals leicht, aber nichts im Vergleich zu dem, wie es jetzt ist. Ich hatte immer meine Bewältigungsstrategien, gewisse Gewohnheiten, um mich über Wasser zu halten, und natürlich Sam. Sam war Balsam für mich. Mit ihm war ich fokussierter, ausgeglichener. Er war ein ruhiger Mensch, während sich in mir die ganze Zeit ein Hurrikan regte. Wir waren so unglaublich verschieden, aber überraschenderweise funktionierte es dennoch. Zumindest eine Zeit lang.

Das Pfeifen des Wasserkessels bohrt ein Loch in meinen Schädel, und ich kippe seinen Inhalt in die French Press. Ich kann nicht glauben, dass ich noch zehn weitere Minuten warten muss, bis mein Kaffee trinkfertig ist, aber als ich nach New York gezogen war, hatte ich mir geschworen, dass ich die Art von Mensch sein wollte, der seinen Kaffee aus einer French Press trinkt. Ich liebe Kaffee, aber wenn ich ehrlich zu mir wäre, dann würde ich zugeben, dass ich den Kaffee von Quik Mart lieber mag.

Mein Gehirn kämpft mit meinem Kater, und mein Kopf kommt mir vor, als wäre er mit Zement gefüllt. Ich kann einfach nicht länger warten. Ich drücke das Kaffeepulver auf den Boden der Glaskanne und gieße mir eine Tasse ein. Er ist zwar definitiv zu schwach, aber das ist mir egal.

Ich nehme meinen Becher mit ins Wohnzimmer, das

ebenso zusammengesucht ist wie die Küche. Wir haben einen grauen Futon, der unter meinem Gewicht nachgibt, als ich mich draufsetze. Vor mir steht ein ätzender Sofatisch, den wir an der Ecke der 149th Street entdeckt hatten und dessen schwarze Farbe schon an unzähligen Stellen abgeplatzt ist. Die Wände sind nackt bis auf ein paar abstrakte Leinwandbilder, die wir bei HomeFoods erstanden haben, und einem beigen Makramé-Wandbehang aus einem Secondhandladen. Außerdem gibt es noch einen kleinen TV-Ständer (ebenfalls auf der Straße entdeckt), einen blauen Teppich und ein paar nicht zusammenpassende Tablett, die wir zum Essen benutzen. Man will ja nicht in etwas Schweres investieren, wenn man nicht weiß, ob man längere Zeit an einem Ort bleibt. Schwere Möbel sind etwas zu Dauerhaftes, zu Ernstes, deshalb ist alles hier drin billig und leicht und wird so gut wie keine Beweise liefern, dass wir jemals hier gewesen sind, wenn wir ausziehen – was wir zweifellos tun werden.

Ich werfe einen Blick auf mein Handy. Eine Nachricht von Andy Chase.

Hi Bennet. Tausend Dank für die Kitchenaid!
Schade, dass du es nicht zu Theos und meinem JGA
geschafft hast, aber wir hoffen alle, dass
du zur Hochzeit kommen wirst. Lass es mich
möglichst bald wissen.

Ich schließe die Nachricht. Für die Kitchenaid musste ich praktisch mein Konto leerräumen, aber ich wollte sie ihr unbedingt kaufen, zumal mich der Gedanke an ihre Hochzeit körperlich krank macht und mich das Schuldgefühl auffrisst. Theo ist ein erfolgreicher Medienanwalt in L. A., und bei seinem Einkommen und dem Vermögen der Familie Chase dürfte es kein

Problem sein, die extravagante Feier zu bezahlen, die Andy mit Sicherheit vorschwebt. Alles wird bis ins letzte Detail geplant und von erlesenem Geschmack sein, die Kuchen von Starköchen gebacken, die Blumenarrangements von einem bekannten Floristen zusammengestellt und die Fingernägel der Brautjungfern mit Ballet-Slipper-Nagellack verschönert. Es dürfte ein nach Zitronen duftender Traum mit orangenem und purpurfarbenem Sonnenuntergang und Gästen werden, die alle so umwerfend sind, dass man vermutlich in Zeitschriften über sie berichten wird. Andy wird alle Hebel in Bewegung setzen, und das Ergebnis wird all ihre großen Anstrengungen wert sein. Es wird ein wundervolles Wochenende werden. Und ich werde mich furchtbar mies fühlen.

Ich werde ihr später antworten.

Ich öffne meinen Laptop, um einen Blick in meinen Terminkalender zu werfen. Meine Schicht fängt um vierzehn Uhr an. Da kann ich vorher bestimmt noch eine kleine Einkaufstour reinquetschen.

Aus Neugier tippe ich bei Google *Yankee Stadium* ein und stelle fest, dass es das Stadion, vor dem ich gestern Abend gestanden hatte, noch gar nicht gab, als Sam sieben Jahre alt war. Ich hatte mir diesen Moment völlig falsch vorgestellt.

Großartig.

#

Falls du glaubst, du kennst den miesesten Laden in New York City, dann kann ich nur sagen: Falsch gedacht! Denn das ist zweifellos Trader Joe's auf der 72nd Street. Es scheint so, als würde sich zu jedem beliebigen Zeitpunkt die komplette obere Hälfte Manhattans in dem zweistöckigen Lebensmittelladen versammeln, und heute ist keine Ausnahme. Of-

fene Schuhe zu tragen, ist in New York generell keine gute Idee, aber das gilt besonders in vollen Supermärkten. Letzten Sommer ist mir eine Frau mit ihrem Einkaufswagen über den Fuß gefahren und hat mir dabei einen Zehennagel gespalten. Als ich die Frechheit besaß, vor Schmerz aufzuschreien, hat sie bloß die Augen verdreht und ist weiter auf die Gnocchi zugesteuert, während ich mit meinem armen Zeh an dem Regal mit dem billigen Fusel stand und zu verbluten drohte.

Ich schnappe mir einen Korb und fahre mit der Rolltreppe nach unten in den Laden.

Ich lege überwiegend Junkfood und Tiefkühlgerichte in meinen Korb, zu mehr reicht es nicht, da ich weder kochen kann noch genügend Platz dazu in unserer Küche hätte. Als ich im Kassenbereich ankomme, schnappe ich mir noch eine Tüte Weingummis und eine zweite mit Peanut Butter Cups aus dunkler Schokolade, die dort in einem Verkaufsstander platziert sind.

Mein Kassierer scheint nicht älter als neunzehn zu sein, hat strohblondes Haar und Akne. Und außerdem die längsten Wimpern, die ich je gesehen habe. Jungs haben es leicht im Leben – werden mit all der Schönheit, aber ohne jedes Schönheitsideal geboren.

»Hallo«, trällert er. »Haben Sie alles gefunden?«

Ich wuchte meinen Korb auf die dafür vorgesehene Abstellplatte und nicke nur. Jetzt kommt der Teil, den ich hasse, der Teil, in dem ganz offensichtlich soziale Interaktion vorgesehen ist. Ich hoffe für uns beide, dass er nicht versuchen wird, mein Schweigen mit einer Bemerkung zu brechen oder – Gott bewahre! – eine weitere Frage zu stellen. Ich halte den Atem an, während sich mein Korb leert und sein Inhalt in braunen Papiertüten verschwindet.

»Das macht 189,45 Dollar. Stecken Sie Ihre Karte rein, wenn Sie so weit sind.«

Ich zucke zusammen. Das kann ich mir nicht leisten. Mein Essensgeld ist zu einem Großteil gestern Abend draufgegangen. Aber es wäre wirklich oberpeinlich, den Einkauf einfach hierzulassen und das Weite zu suchen, also greife ich in die Handtasche, um mein Portemonnaie herauszuholen. Stutze, als es nicht in dem üblichen Fach ist. Seltsam. Ich wühle mich durch den Kram am Boden der Tasche, finde es aber auch dort nicht. Shit.

»Tut mir leid, eine Sekunde bitte«, murmele ich.

Mir fällt der große Riss im Taschenfutter wieder ein. Manchmal verirren sich Dinge hinein. Das Portemonnaie muss dort sein.

Der Kassierer neigt lächelnd den Kopf zur Seite. »Haben Sie Apple Pay?«

Natürlich habe ich kein Apple Pay. Sonya hatte mich schon vor Monaten angefleht, es für mich einrichten zu dürfen, aber ich hatte keine Lust gehabt.

»Ich weiß, dass es hier drin ist«, schnaube ich.

Sein Lächeln erstirbt, als meine Hand zwischen dem Futter und der Außenseite der Tasche verschwindet und ich darin heruntaste. Ich entdecke bei der Gelegenheit zwar zwei Ohringe, die nicht zusammenpassen, und eine Pfefferminzpastille, aber kein Portemonnaie.

»Tut mir leid, ich – ich muss es wohl zu Hause vergessen haben.«

Er umklammert die beiden Tüten, als würde ich jeden Moment mit ihnen davonstürmen.

»Dann kann ich Ihnen den Einkauf leider nicht aushändigen«, sagt er.

Oh Gott, Oh Gott. Er sieht mich mit einem so herablas-

senden Lächeln an, dass ich mir so klein vorkomme wie ein Korn von Trader Joe's gefrorenem Jasminreis.

»Schon okay. Ich, äh ... ich gehe dann.« Ich haste beschämt Richtung Ausgang. Als ich auf die Straße hinausstolpere, fällt mir ein, wo mein Portemonnaie sein muss.

Auf dem Toilettenboden des L'Italiano im East Village.